

⇒ Christoph Deutschmann

Die Marx'sche Klassentheorie – oft totgesagt, aktueller denn je

⇒ I.

Von den vielen kontroversen Elementen der Marx'schen Theorie hat kaum eines für mehr Kontroversen gesorgt als die Klassentheorie. Was ist unter der Marx'schen Klassentheorie zu verstehen? Man kann ihre zentrale Aussage zunächst mit den Worten von Marx selbst im Kommunistischen Manifest zusammenfassen: »Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat.« (Marx 1964: 526). Das war eine denkbar einfache und klare, aber eben von Anfang an auch sehr umstrittene Behauptung, sogar unter Marx' Anhängern. Mit der sozialen Wirklichkeit in der Mitte des

19. Jahrhunderts hatte sie wenig zu tun. Die Sozialstruktur der europäischen Gesellschaften war damals keineswegs einfach zweigeteilt, sondern äußerst differenziert. Der Adel war ja, trotz der französischen Revolution, durchaus noch vorhanden und hatte keineswegs abgedankt. Ein industrielles Proletariat gab es in nennenswertem Umfang nur in England; die unteren sozialen Schichten bestanden zum größten Teil aus Bauern, Kleinhändlern, Handwerkern und Kleingewerbetreibenden. Und schließlich stellte das »Bürgertum« alles andere als eine homogene Klasse dar, sondern war ein höchst komplexes soziales Gebilde, bestehend aus städtischen Patri-

Christoph Deutschmann, geb. 1946, von 1989 bis zur Emeritierung im Jahr 2010 Professor am Soziologischen Seminar der Universität Tübingen, Vorstandsmitglied des Forschungsinstituts für Arbeit, Technik und Kultur e.V. in Tübingen. Neuere Veröffentlichungen: Die Entgrenzung der Märkte als Problem der Gesellschaftstheorie, in: Leviathan 43 (2015); Wirtschaft, Arbeit und Konsum, in: Handbuch der Soziologie (2014); Ideen und Interessen. Zum Verhältnis von Religion und wirtschaftlicher Entwicklung, in: Wolf, Christof u.a. (Hg.) Religion und Gesellschaft (2013); Die Dynamik des Konsums und die moralische Integration moderner Gesellschaften, in: Leviathan 40 (2012); Die Legitimität des Kapitalismus, in: Geis, Anna (Hg.): Der Aufstieg der Legitimitätspolitik (2012).

GND: 123498236

DOI: [10.18156/eug-1-2018-art-1](https://doi.org/10.18156/eug-1-2018-art-1)

ziern und Kaufleuten, Staatsbeamten, Pastoren, Professoren, bis hin zum Bildungs- und Kleinbürgertum. Das industrielle Wirtschaftsbürgertum (die »Bourgeoisie«, wie Marx es nannte) bildete in diesem Konglomerat nur eine kleine, relativ unbedeutende Fraktion. Von der damaligen Struktur der Gesellschaft schien die Marx'sche Behauptung also denkbar weit entfernt.

Aber Marx war kein empirischer Sozialforscher im heutigen Sinne. Was er mit seinen Aussagen im Kommunistischen Manifest beabsichtigte, war keine Beschreibung der Sozialstruktur seiner Zeit; es ging ihm vielmehr um eine auf Zuspitzung hin angelegte Geschichtsdeutung. Deren zentrale Botschaft lautete, dass die ständische Buntscheckigkeit der zeitgenössischen Gesellschaft, die Marx natürlich sah, nicht mehr lange überleben werde. Unter dem Druck der globalen kapitalistischen Konkurrenz würden sich die ständischen Unterschiede und die mit ihnen verknüpften romantischen Illusionen verflüchtigen. Die Adligen würden sich entweder in gewöhnliche Kapitalisten verwandeln oder gänzlich bedeutungslos werden. Die kleinen Unternehmer und Selbständigen würden durch Großkonzerne geschluckt, die Bauern und Handwerker sich in Lohnarbeiter verwandeln. Das einzige relevante Band zwischen Mensch und Mensch, das am Ende übrig bleibe, sei der Markt bzw. die »gefühllose bare Zahlung« (wie Marx es ausdrückte), und der einzig verbleibende relevante soziale Unterschied der zwischen Besitzern und Nichtbesitzern von Produktionsmitteln. Hier handele es sich um eine Entwicklung, die nicht nur einzelne Nationen, sondern letztlich die ganze Welt betreffe. Die Konsequenz sei, dass sich im Weltmaßstab schließlich nur noch zwei Klassen gegenüberstehen: Eine winzige Minderheit von Eigentümern von »Kapital« in Form von Boden, industriellen Produktionsmitteln, Geldvermögen, und eine überwältigende Mehrheit, die über kein anderes Eigentum verfügt als die eigene Arbeitskraft. Die Beziehung der beiden Klassen zueinander ist die von Ausbeutern zu Ausgebeuteten. In diesem Szenario eines sich zuspitzenden sozialen Antagonismus, wie die Marx'sche Geschichtsdeutung es ausmalte, erschienen die revolutionäre Umgestaltung der Eigentumsverhältnisse und die kollektive Aneignung der Produktionsmittel durch die Arbeiterklasse letztlich unvermeidlich. Damit werde der Boden bereitet für die Errichtung einer neuen, »kommunistischen« Gesellschaft auf Weltebene.¹

(1) Marx hatte Probleme mit dem aus der französischen Diskussion (Saint-Simon, Fourier, Proudhon) stammenden Begriff »Sozialismus«, dessen staatspaternalistische Konnotationen

Die Marx'sche Geschichtsdeutung – daran kann Zweifel sein – war entscheidend durch die politische Utopie des Kommunismus motiviert, und hatte insofern den Charakter einer »Erzählung«. Marx selbst bestritt das zwar immer wieder energisch; er versuchte, den »wissenschaftlichen« Charakter seiner Geschichtsdeutung mit Hilfe seiner ökonomisch fundierten Kapitalismustheorie zu untermauern. Der Kommunismus sei kein Ideal, sondern die »wirkliche Bewegung«, welche die bestehende Gesellschaft umwälze. Aber es ist kaum zu leugnen, dass auch die ökonomische Theorie von Marx sich zumindest implizit am Fluchtpunkt der kommunistischen Utopie orientiert; der Erzählungscharakter der Utopie färbt gleichsam auf sie ab. Marx betonte immer wieder, dass nicht nur der Gedanke zur Wirklichkeit drängen müsse, sondern auch die Wirklichkeit zum Gedanken; entsprechend selektiv – so muss man annehmen – nahm er die Wirklichkeit wahr. Natürlich musste das die Kritik auf den Plan rufen. Der Verdacht liegt nahe, dass bei Marx der politische Wunsch der Vater des Gedankens war, dass er die kapitalistische Entwicklung nur als Rückenwind für seine eigenen politischen Ziele wahrnahm oder wahrnehmen wollte. Deshalb ist es mit dem »wissenschaftlichen« Charakter von Marx' Theorie – so ist oft kritisiert worden – eine etwas zweifelhafte Sache.

⇒ II.

Gibt es aus heutiger Sicht noch irgendeinen Grund, diese Theorie anders zu behandeln als ein Museumsstück? Auf den ersten Blick: kaum einen. Es trifft zu, dass die Marx'sche Klassentheorie mit ihrer politisch-revolutionären Pointe im späten 19. Jahrhundert und noch weit in das 20. Jahrhundert hinein eine enorme politische Wirkung gehabt hat, nicht nur unter Intellektuellen, sondern durchaus auch in Teilen der Arbeiterschaft, und das nicht nur in Europa, sondern rund um den Erdball. Kein anderer Theoretiker der Sozialwissenschaften kann sich in dieser Hinsicht auch nur entfernt mit Marx messen. Aber heute, nach dem Untergang der Sowjetunion, ist davon nicht mehr viel übrig geblieben, obwohl China noch immer von einer nominell kommunistischen Partei regiert wird und sich sogar anschickt, zu einer neuen globalen Hegemonialmacht zu werden. Der Kurswert der kommunistischen Utopie, sogar der des reformistischen Sozialismus, ist jedenfalls stark gesunken. Die Chance, dass die Marx'sche Klas-

er kritisierte. Es war erst Engels, der ihn auch für die radikale Linke konsensfähig machte (Stedman Jones 2017).

sentheorie wieder zu einem politisch virulenten Deutungsangebot wird, erscheint gering, obwohl es weltweit nach wie vor keinen Mangel an Armen, Ausgegrenzten und Unterdrückten gibt.

Wenn schon von der Utopie wenig übrig bleibt, lässt sich dann nicht vielleicht die Marx'sche Klassentheorie als Theorie der tendenziellen Polarisierung und Zuspitzung der Klassengegensätze im Kapitalismus retten, wenigstens teilweise? Auch dafür lässt sich auf den ersten Blick wenig ins Feld führen. Seit mehr als hundert Jahren lautet der fast einhellige Befund der akademischen Soziologie, der marxistischen Theoretikern immer wieder vorgehalten wird, dass es zu der von Marx vorausgesagten Polarisierung der Klassen nicht gekommen ist. Im Gegenteil hätten die Mittelschichten tendenziell an Bedeutung zugenommen und seien heute so dominant wie nie. Noch mehr: Die von Marx verfochtene Reduktion sozialer Unterschiede auf ökonomische Besitzunterschiede sei nicht haltbar und werde einer viel komplexeren Wirklichkeit nicht gerecht.

Schon Max Weber hatte darauf hingewiesen, dass die überkommenen ständischen Unterschiede des sozialen Rangs und der Bildung auch im entwickelten Kapitalismus keineswegs verschwinden, sondern die soziale Wirklichkeit weiterhin in hohem Maße prägen. Er bestand deshalb auf der Notwendigkeit der Differenzierung zwischen »Besitzklassen« und durch den Berufsstatus bestimmten »Erwerbsklassen«. Auch die Lohnarbeiterschaft stellte sich ihm keineswegs einfach als einheitliche Klasse dar, sondern als ein nach Bildung und beruflicher Qualifikation differenziertes soziales Ensemble mit entsprechend unterschiedlichen Interessenlagen und kulturellen Orientierungen (Weber 1972: 177 f.). Der Soziologe Theodor Geiger kritisierte schon in den 1920er Jahren die Vereinfachungen der Marx'schen Klassentheorie (Geiger 1932). Er sah vielmehr die Klassengesellschaft in Auflösung begriffen (»Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel« lautete der Titel eines 1949 von ihm veröffentlichten Buches) und entwarf ein wesentlich komplexeres, nicht nur nach Einkommen und Besitz, sondern auch nach Bildung, Beruf und kulturellen Mentalitäten differenziertes Schichtungsmodell der deutschen Gesellschaft – ein Modell, das für die spätere Sozialstrukturforschung wegweisend wurde. Helmut Schelsky stellte in den 1950er Jahren nicht nur den Klassenbegriff, sondern sogar den Schichtbegriff in Frage und charakterisierte die Gesellschaft der frühen Bundesrepublik als eine »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« (Schelsky 1965: 332). Nicht nur die sozio-ökonomisch bedingte Zunahme der sozialen Mobilität, sondern auch die durch Krieg und Vertreibung bedingten sozialen Verwerfungen hätten zu einer weitgehenden Angleichung der Soziallagen ge-

führt. An die Stelle fester Unterschiede sei ein allgemeines Aufstiegsstreben getreten. Niklas Luhmann äußerte sich noch skeptischer. Für ihn war »auch die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts bereits viel zu komplex, als dass man sie selbst und ihre Entwicklungsaussichten mit dem Gegensatz von Kapital und Arbeit hätte begreifen können. Heute ist evident, dass keines der drängenden Großprobleme unserer Gesellschaft durch Klassenkampf und durch Auflösung des Gegensatzes von Kapital und Arbeit gelöst werden könnte.« (Luhmann 1985: 152). Vielen der soziologischen Kritiker der Marx'schen Klassentheorie konnte man entgegenhalten, dass sie die Theorie als eine Momentaufnahme der Sozialstruktur missverstanden und ihren dynamischen Charakter vernachlässigten. Nicht zu leugnen war, dass die Marx'sche Theorie als *Entwicklungstheorie* keineswegs völlig daneben lag, sondern eine ganze Reihe von realen Strukturveränderungen richtig abbildete: Die fortschreitende Konzentration des Kapitals und des Kapitalbesitzes, den relativen Bedeutungsverlust des »alten« Mittelstandes (d.h. der kleinen Selbständigen, Handwerker und Händler) und der Bauern, den erheblichen absoluten und relativen Bedeutungszuwachs der abhängig Beschäftigten. Jedoch gerade unter dem Entwicklungsaspekt wurde Marx und den an ihm anschließenden Autoren vorgehalten, einen entscheidenden Aspekt zu ignorieren, nämlich die Expansion der sog. »neuen Mittelschichten«. In der älteren Schichtungssoziologie tauchten diese Schichten unter dem arbeitsrechtlichen Begriff der »Angestellten« auf. Gemeint ist eine schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts stark wachsende, zunehmend auch weiblich geprägte Beschäftigtengruppe, die zwar formal unter die Kategorie der abhängig Beschäftigten fällt, sich aber durch einen arbeitsrechtlichen Sonderstatus auszeichnet. Vor allem fällt sie durch einen spezifischen, durch Leistungs- und Aufstiegsstreben sowie durch das Bedürfnis nach sozialer Distinktion geprägten kulturellen Habitus auf, der von Siegfried Kracauer schon in den 1920er Jahren in den Blick genommen wurde. Heute hat sich zur Bezeichnung dieser Gruppierung der Begriff der »Dienstleistungsmittelschichten« eingebürgert. Auf diese Kategorie entfällt heute die weitaus größte Zahl der abhängig Beschäftigten; auch in Deutschland mit seinem noch immer starken industriellen Sektor übertrifft sie die Zahl der in der industriellen Produktion Tätigen bei weitem. Die heutigen Dienstleistungsmittelschichten sind keineswegs nur im Niedriglohnssektor angesiedelt. Sie bieten sozial und kulturell ein buntes und vielfältiges Erscheinungsbild und bilden trotz enormer Verdienstunterschiede alles andere als eine graue Masse von Entrechteten. Mit ihrem Individualismus, ihrem Aufstiegs- und Distinktionsstreben prägen sie das sozia-

le Leben und die politische Kultur so stark, dass neuerdings von einer »Gesellschaft der Singularitäten« (Reckwitz 2017) die Rede ist. Das Fazit der soziologischen Kritik ist, dass die Marx'sche Klassentheorie »unterkomplex« angelegt sei und auch als Theorie sozialstruktureller Dynamik heute nicht mehr viel zu bieten habe. Man sieht: Die Mehrheit meiner soziologischen Fachkollegen war und ist Marx gegenüber nicht sonderlich freundlich eingestellt. Wäre das alles, so könnte ich hier aufhören, und wir könnten nach Hause gehen. Aber, Sie können es schon aus meinem Vortragstitel erahnen, es ist nicht alles. Ich werde jetzt aus der Rolle des Marx-Kritikers heraus- und in die seines Verteidigers hineinschlüpfen, ohne dabei unkritisch zu werden. Ich gehe die Argumente der Kritik in der gleichen Reihenfolge wie oben durch und beginne mit dem Argument der impliziten politischen Festlegung der Marx'schen Klassentheorie.

⇒ III.

Es hätte wenig Sinn zu leugnen, dass es sich bei der Marx'schen Klassentheorie um politisch motivierte Analyse handelt, nicht um wertfreie Wissenschaft. Das mag man problematisch finden. Aber man darf nicht vergessen, dass Marx nicht der Erfinder dieser Art von kritischer Sozialtheorie war. Die Orientierung am politischen Ziel einer besseren, freien Gesellschaft war für die aufklärerischen Gesellschaftsanalysen des späten 18. Jahrhunderts insgesamt charakteristisch, von Montesquieus »Geist der Gesetze«, Rousseaus »Gesellschaftsvertrag«, Smiths »Wealth of Nations«, bis hin zu Kants »Zum ewigen Frieden« und Hegels Rechtsphilosophie. Die Grundfrage, die diese Autoren ungeachtet aller Unterschiede leitete, war: Wie muss eine Gesellschaft beschaffen sein, die die Freiheit des Einzelnen mit der Aller vereinbar macht?

Marx stand auf dem Boden dieser Aufklärungstradition, die die politischen Auseinandersetzungen seiner Zeit prägte; er hat sich, vermittelt über seine Hegelrezeption, sowohl mit ihren republikanisch-politischen als auch mit ihren liberal-ökonomischen Varianten intensiv auseinandergesetzt. Marx »Kritik der Politischen Ökonomie« ist eine Antwort auf die von John Locke und Adam Smith begründete liberale Sozialphilosophie und konzentriert sich auf deren Widersprüche und offene Probleme. Auch diese Philosophie ist durch eine politische Utopie geleitet, auch sie hat eine Vision in die Welt gesetzt, nämlich die Vision einer auf freien Märkten begründeten bürgerlichen Gesellschaft. Deren Grundgedanke erschien einfach und einleuchtend: Wir sind freie und vernünftige Menschen und in der Lage, unsere Angele-

genheiten unter uns selbst zu regeln, nämlich durch private Verträge und ohne Einmischung einer höheren Autorität. Und wenn nicht nur Du und ich, sondern alle das tun, und den Markt von unnötigen Einschränkungen befreien, dann kommt dabei ein herrschaftsfreier gesellschaftlicher Zustand heraus, in dem es allen besser geht. Diese Erzählung hatte schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine enorme politische Wirkung. Sie wurde zum Gründungsmythos der Vereinigten Staaten und löste auch in Europa eine Kette von liberalen Reformen aus, von der Aufhebung der Zunftbeschränkungen, der Bauernbefreiung, dem Abbau staatlicher Monopole, der Aufhebung von Außenhandelszöllen, der Einführung des Goldstandards bis hin zu den Reformen des Armenrechts. Karl Polanyi sollte später von einer »Großen Transformation« sprechen. Die liberale Erzählung hat einen Prozess der Entgrenzung der Märkte in Gang gesetzt und damit den modernen globalen Kapitalismus hervorgebracht. Ihre transformierende Kraft beschränkte sich nicht auf das 19. Jahrhundert. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts lebte sie wieder auf in Gestalt des sog. Neoliberalismus, der neue Deregulierungswellen gerade auch in den Schwellenländern auslöste und nicht zuletzt auch den Untergang der Sowjetunion beförderte. Mit anderen Worten: Auch bei dem liberalen Antipoden der Marx'schen Kritik handelt es sich um eine Erzählung, die Erzählung des freien Marktes, die in den 1830er und 1840er Jahren bereits im Prozess ihrer Umsetzung begriffen war, und auf deren Boden wir alle in gewisser Weise noch heute stehen. Marx lehnte diese Erzählung keineswegs en bloc ab. Er kritisierte sie vielmehr von innen heraus; er zeigte ihre blinden Flecken auf und warf ihr vor, falsche Versprechen und Illusionen zu verbreiten. Daraus entwickelte er seine eigene Utopie des Kommunismus; er hat also die Utopie nicht erfunden, sondern ersetzte nur die liberale Utopie durch eine andere, ihm angemessener erscheinende. Diese allerdings hatte ihrerseits ihre Irrtümer und blinden Flecken, das wissen wir Heutigen besser als Marx.

Naiv und blind war die liberale Theorie vor allem in einem Punkt, aus dem Marx seine Klassentheorie entwickelte, nämlich in ihrer Annahme, die privatrechtliche Gleichstellung der Marktakteure allein stelle schon ihre soziale Chancengleichheit sicher. Das offensichtliche Problem war, wie eine auf dem privaten Tausch begründete Gesellschaft mit den Armen und Besitzlosen umgehen soll, d.h. mit denjenigen, die am Markt gar nichts anzubieten haben und deshalb faktisch von der »kommerziellen Gesellschaft« Adam Smiths ausgeschlossen sind. Die liberale Theorie löste dieses Problem durch einen Kunstgriff, indem nämlich die bloße Arbeitskraft zu einer »Ware« erklärt wurde,

die von ihrem Besitzer wie andere Waren auch am Markt angeboten werden könne. Das bedeutete, wie Marx kritisierte, die liberale Norm der Gleichheit auf den Kopf zu stellen. Statt der bürgerlichen Gesellschaft freier und gleicher Eigentümer, wie sie Smith vorschwebte, entstand nun ein System, in dem sich zwei höchst ungleiche Kategorien von »Eigentümern« gegenüberstehen: Die einen verfügen über die materiellen Produktionsbedingungen, d.h. den Boden und die industriellen Produktionsmittel; die anderen dagegen über nichts als die eigene Arbeitskraft. Diese Kluft lässt sich nicht herrschaftsfrei in einer liberalen Gesellschaft überbrücken. Sie führt zu einer Klassengesellschaft, in der die Ansprüche der einen Klasse die durch Arbeit abzutragenden Schulden der anderen Klasse sind.

Liest man die Marx'sche Theorie in dieser Weise als Kritik an der liberalen Theorie, so lässt sie sich auch anders verstehen als eine auf die Utopie des Kommunismus fixierte »große Erzählung«. Sie lässt sich Versuch interpretieren, das liberale Modell unter der geänderten, realistischen Voraussetzung der Ungleichheit, nicht der Gleichheit der Marktakteure durchzuspielen und daraus eine längerfristige Zukunftspjektion zu entwickeln. Selbst wenn man mit dem analytischen Werkzeugkasten heutiger ökonomischer Lehrbücher arbeiten würde, ist klar, dass dabei kein Gleichgewicht herauskommen kann, sondern nur ein sich zuspitzendes Ungleichgewicht. So ist die Marx'sche Theorie denn auch von vielen Interpreten gelesen worden, nämlich als Theorie einer über den Matthäus-Effekt der ungleichen Eigentumsverteilung vorangetriebenen sozialen Polarisierung. Die Logik der Marktkonkurrenz wirkt einerseits dahin, dass den wenig oder gar nichts Besitzenden – nicht nur den Lohnabhängigen, sondern auch den Kleineigentümern – noch mehr genommen wird. Immer mehr Menschen müssen zu tendenziell schlechteren Konditionen arbeiten. Fast alle müssen schließlich ihre Existenz durch mehr oder weniger prekäre Lohnarbeit bestreiten und werden in oft in eine Schuldenspirale getrieben. Der Klasse der Gewinner, d.h. der Kapitaleigentümer andererseits wird noch mehr gegeben. Sie wird zwar absolut und relativ kleiner, dafür aber immer reicher und auch politisch mächtiger.

Wie tragfähig sind die soziologischen Einwände gegen dieses Polarisierungsmodell? Wer eine Theorie kritisieren will, muss sich auf ihre begrifflichen Prämissen einlassen und darf ihr nicht Konzepte oder Fragestellungen gänzlich anderer Art unterschieben. Wenn Marx von Klassen spricht, dann darf man das z.B. nicht einfach mit der Frage der Verteilung der Haushaltseinkommen, dem Unterschied zwischen »Arm und Reich«, verwechseln. Es geht bei Marx vielmehr um die der

empirischen Einkommensverteilung vorausliegende Verteilung der *Eigentumsrechte*, aus denen sich jeweils Ansprüche auf eine bestimmte Kategorie von Einkommen ableiten: Renten, Mieten oder Pachten auf Grundeigentum, Zinsen auf Geldvermögen, Gewinne, Dividenden oder Unternehmergewinne aus industriellem Kapital, Löhne oder Gehälter aus abhängiger Arbeit. Die Klasse der Kapitaleigentümer besteht nicht einfach aus den »Reichen«, sondern aus jenen, die von den Gewinnen aus ihren Vermögen leben können; die Klasse der Arbeitenden aus denen, die auf Einkommen in Form von Löhnen oder Gehältern angewiesen sind. Damit wird weder geleugnet, dass es innerhalb dieser beiden Eigentumskategorien erhebliche Einkommensunterschiede geben kann, noch, dass es soziale Ungleichheiten auch ganz anderer Art gibt, z.B. nach Geschlecht, Bildung, Kultur, Nationalität, Religion. Aber im Rahmen des Marx'schen Modells sind diese nichtmonetären Ungleichheiten nur insoweit relevant, als sie in den Marktwert von Eigentumsrechten eingehen und damit den Charakter von kulturellem oder sozialem »Kapital« annehmen, wie Pierre Bourdieu es formuliert hat. Bildung z.B. kann kapitalisiert werden, indem sie den Marktwert von Arbeitskräften steigert; eine Möglichkeit, die Marx ausdrücklich einräumt (Marx 1968. S. 212).

Welchen Einfluss hatte die Entwicklung des Kapitalismus auf die soziale Verteilung von Eigentumsrechten? Was die Kategorie der Kapitaleigentümer, d.h. die »Polarisierungsgewinner« betrifft, so hat Thomas Piketty dazu vor einigen Jahren eine auf historische Daten über das 19. und 20. Jahrhundert gestützte Langzeitanalyse vorgelegt, die das Polarisierungsmodell eindrucksvoll bestätigen. In langfristiger Sicht lassen sich, wie Piketty gezeigt hat, zwei durch einen Trend zur Liberalisierung und Globalisierung der Märkte gekennzeichnete Entwicklungsphasen des modernen Kapitalismus unterscheiden: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, sowie vom Ende des Bretton-Woods-Systems 1971 bis zu Gegenwart. Beide Phasen waren, in den USA wie in Europa, durch einen klaren Trend zur Kapitalkonzentration gekennzeichnet. Die Zeit vom Ersten Weltkrieg bis 1970 dagegen war durch kriegs- und krisenbedingte Kapitalvernichtung und sinkende Konzentration des Kapitalbesitzes charakterisiert. Auf dem Höhepunkt der ersten Phase (1910) verfügten die reichsten 10 Prozent der Vermögensbesitzer in den USA schon über 80 Prozent der Gesamtvermögen, die reichste 1 Prozent allein über 46 Prozent; für das Jahr 2010 lauten die entsprechenden Zahlen für die USA 70 Prozent und 33 Prozent. In Europa betrug die Vermögensanteile der reichsten 10 Prozent im Jahr 1910 sogar 90 Prozent, die der reichsten 1 Prozent 63 Prozent; 2010

entsprechend 64 Prozent und 24 Prozent (Piketty 2014: 348, 349). Das heißt, die Ungleichheit der Vermögensverteilung hat, folgt man den Daten Pikettys, noch nicht ganz jene extremen Dimensionen wieder erreicht, die sie zu Begriff des 20. Jahrhunderts bereits aufgewiesen hatte; Piketty führt dies auf die Entstehung einer »patrimonial middle class«, einem vermögenden oberen Segment der Mittelschicht zurück, die an dem Wachstum der Vermögen nach den 1970er Jahren partizipieren konnte.

Aber Pikettys Daten sind nicht mehr ganz aktuell. Hält man sich an den Global Wealth Report von Credit Suisse aus dem Jahr 2016, hat die Ungleichheit der Vermögen das frühere Maximum weltweit inzwischen sogar übertroffen: Die reichsten 10 Prozent der Weltbevölkerung verfügten 2016 über 90 Prozent der Vermögen, die reichsten 1 Prozent allein über 50 Prozent (Credit Suisse 2016: 18). Was bedeutet es, wenn die Wohnungen, in denen wir leben, die Unternehmen, in denen wir arbeiten, der in Geldform vorliegende Reichtum, sich zu einem großen Teil in den Händen einer weltweit vernetzten, winzigen Elite von Vermögensbesitzern befindet? Darüber müsste man sich Gedanken machen; leider tut die soziologische Sozialstrukturforschung das kaum oder gar nicht. Es wäre fatal, würde man die Klasse der Vermögensbesitzer nur deshalb für irrelevant halten oder gänzlich ignorieren, weil sie so klein ist und sich schlecht auf den Bildschirm der soziologischen Standardmethoden bringen lässt.

Bleibt die Frage nach den restlichen rund 80-90 Prozent der Bevölkerung - neben nicht nur den Kapitalbesitzern, sondern auch den Freiberuflern und Selbständigen - die ganz oder überwiegend auf abhängige Arbeit (oder daraus abgeleitete Transferzahlungen) als Einkommensquelle angewiesen sind. Obwohl die Selbstständigen zwar auch in den entwickelten Industrieländern keineswegs verschwunden sind, sondern oft mehr als 10 Prozent der Erwerbstätigen ausmachen, trifft Marx Prognose der Verwandlung der großen Mehrheit der Bevölkerung in Lohnabhängige zwar formal zu. Aber – und hier gewinnt die soziologische Kritik natürlich Punkte – es ist heuristisch äußerst unbefriedigend, den allergrößten Teil der Bevölkerung in eine derart pauschale Kategorie einzusortieren. Hier werden in der Tat Irrtümer und Fehleinschätzungen auch bei Marx selbst sichtbar. Ich will mich hier nur auf einen m.E. zentralen Punkt konzentrieren, nämlich die Annahme der sozialen Geschlossenheit der Arbeiterklasse.

Es ist nicht so, dass soziale Mobilität, also individuelle Wechsel der Klassenzugehörigkeiten, bei Marx überhaupt nicht vorkommen. Aber Marx berücksichtigt nur Abwärtsmobilität, d.h. soziale Abstiege aus dem Bürgertum oder Kleinbürgertum ins Proletariat, und diese Ab-

wärtsmobilität folgt auch zwingend aus seinem Modell einer strukturellen Proletarisierung der Gesellschaft. Die gegenteilige Möglichkeit, dass es auch individuelle Aufstiege aus dem Proletariat ins Kleinbürgertum und weiter nach oben, oder gar strukturelle Verschiebungen von unten nach oben geben könnte, wurde von Marx und seinen Anhängern nicht nur theoretisch ausgeschlossen, sondern auch politisch als kleinbürgerliche Illusion bekämpft. Marx konnte sich Klassen nur in Analogie zu den durch Geburt fixierten ständischen Ungleichheitsstrukturen vorstellen, die in seiner Zeit ja in der Tat noch vorherrschten, und die den politisch wie sozial inferioren Status der damaligen Arbeiterschaft prägten. Wer als Kind einer Arbeiterfamilie auf die Welt kam, musste – so sah es aus – auch sein Leben lang Arbeiter bleiben. Ein Ausbruch aus diesem Schicksal war nicht individuell, sondern nur kollektiv möglich – das predigten Marx und die meisten Sozialisten ihren Anhängern.

Aber moderne Klassen sind nicht Stände. Die Zugehörigkeit zu ihnen wird nicht durch den Geburtsstatus bestimmt, sondern durch das pure Faktum des Eigentums oder Nichteigentums an Produktionsmitteln. Die Dichotomie zwischen Kapital und Arbeit ist zwar kollektiv – durch die Definition der Eigentumskategorien – festgelegt, aber individuell offen. Was dem Aufstiegsstreben im Weg steht, sind nicht länger soziale Normen, sondern nur die faktische Übermacht der Kapitalbesitzer am Markt. Das heißt, Arbeiter und Kleinbürger, darunter auch schon im 19. Jahrhundert nicht wenige Migrant*innen, konnten sich zumindest Illusionen über die Chance eines Aufstiegs durch harte Arbeit machen. Und, wie sich herausstellte, blieben das keineswegs nur Illusionen. Bereits im 19. Jahrhundert hatten rund 20 Prozent der amerikanischen Wirtschaftselite einen kleinbürgerlichen sozialen Hintergrund, und auch in Deutschland und Europa gab es schon damals, obwohl die Aufstiegschancen der Arbeiterschaft selbst noch sehr gering blieben, eine ganze Reihe von Erfolgsgeschichten unternehmerischer Aufsteiger aus dem Kleinbürgertum: Friedrich Krupp, August Thyssen, die Gebrüder Siemens, Gottlieb Daimler. Die sozialstaatlichen Reformen, die Entwicklung betriebsinterner Arbeitsmärkte und der Ausbau des Bildungssystems in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eröffneten dann Aufstiegschancen nicht nur für die Mittelschichten, sondern auch für Facharbeiter und Angestellte. Wenn man es selbst nicht schaffte, setzte man die Hoffnung auf die eigenen Kinder. Viele verschuldeten sich, um den eigenen Erfolg gleichsam vorwegzunehmen und setzten sich damit unter zusätzlichen Druck. Das war der Hintergrund der schon seit dem späten 19. Jahrhundert immer deutlicheren sozialen Differenzierungsprozesse innerhalb der

Lohnabhängigen, die von der Soziologie dann mit dem erwähnten Etikett der »neuen Mittelschichten« umschrieben wurde.

Umgekehrt war das auf unternehmerische Findigkeit und harte Arbeit gestützte Aufstiegsstreben, nicht nur von Kleinbürgern, sondern auch von qualifizierten Arbeitern, ein zentraler Faktor, der zum Florieren des Kapitalismus beitrug und den von Marxisten immer wieder prophezeiten Zusammenbruch abwendete. Das Wachstum des Kapitals hängt – das sah Schumpeter sehr viel klarer als Marx – keineswegs einfach vom Ausbeutungsgrad der Arbeit ab; entscheidend sind vielmehr Prozess – und Produktinnovationen. Die industriellen Revolutionen des Kapitalismus, und das muss man wiederum Schumpeter entgegenhalten, waren aber nicht nur das Werk heroischer unternehmerischer Individuen. Sie wären ohne die aktive Kooperation der abhängig Beschäftigten und ihre millionenfachen »kleinen« Ideen – nicht nur von Technikern und Ingenieuren, sondern auch von Produktionsarbeitern – nicht zustande gekommen. Das Aufstiegsmotiv wirkte als Motor für außerordentliche Arbeitsleistungen und wirtschaftliche Innovationen, die den Erfolg des Kapitalismus ermöglichten und damit rückwirkend die soziale Aufwärtsdynamik weiter beförderten. Entgegen den Marx'schen Annahmen verwandelte sich die Dichotomie von Kapital und Arbeit in eine Anreizstruktur für den sozialen Aufstieg. Sozialer Aufstieg durch Arbeit und Bildung – das war die Formel, mit der schließlich auch die Sozialdemokratie ihren Frieden mit dem Kapitalismus machte.

Es wäre jedoch ein fataler Kurzschluss würde man – mit dieser These komme ich zum letzten Schritt meiner Überlegungen – mit dieser Friedensformel auch den Marx'schen Klassenbegriff ad acta zu legen. Denn das Aufstiegsstreben der neuen Mittelschichten und heute auch übrigens vieler Migranten verändert zwar das Erscheinungsbild der Gesellschaft erheblich, es wird differenzierter, bunter, vielfältiger, da ist dem heutigen soziologischen mainstream ohne weiteres recht zu geben. Aber die Klassendichotomie von Kapital und Arbeit verschwindet deshalb nicht; sie spielt vielmehr als implizite Referenzstruktur des Aufstiegsstrebens weiterhin eine zentrale Rolle. Daraus lässt sich erklären, warum die sozialdemokratische Friedensformel nur temporär funktionieren kann, und warum ihre Grenzen heute immer deutlicher sichtbar werden.

Wonach streben Aufsteiger, wenn sie sich qualifizieren, beruflich verändern, ihren Wohnort wechseln, ihre Lebenspartner wechseln, ihren Konsum immer neu inszenieren? Nicht nur die Befragten selbst, sondern auch die sie befragenden Sozialforscher pflegen oft mit großer Entrüstung die Unterstellung zurückzuweisen, es gehe ihnen dabei

nur um Geld. Nein, es geht um mehr als das ordinäre Geld, es geht um Selbstverwirklichung, ökologisches oder politisches Bewusstsein, Kreativität, Einzigartigkeit. Geld – soweit ist solchen Selbstinszenierungen zuzustimmen – ist im Leben zweifellos nicht alles. Aber ohne Geld ist, wie die Erfahrung eben meist zeigt, alles nichts. Um die eigene Einzigartigkeit zu inszenieren, braucht man in aller Regel mehr als weniger Geld - nicht notwendig als erklärtes Handlungsziel, wohl aber als selbstverständlich unterstellte Voraussetzung. Aufsteiger – das vergessen die Individualisierungs- und Singularisierungstheoretiker – können gar nicht umhin, als nach einem Zustand zu streben, in dem Geld reichlich fließt, und in dem es möglichst von allein, d.h. aus eigenen Kapitalvermögen fließt, so dass man nicht mehr oder nicht mehr ausschließlich auf den Arbeitsmarkt angewiesen ist.

Was passiert in einer kapitalistischen Gesellschaft, in der immer mehr Menschen der soziale Aufstieg gelingt, so wie es mit dem von Ulrich Beck so bezeichneten sozialen »Fahrstuhleffekt« in Westdeutschland und in vielen westlichen Ländern in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ja auch tatsächlich der Fall war? Es kommt dann zu einer strukturellen Mobilität der Gesellschaft nach oben, d.h. zum Gegenteil dessen, was Marx mit seiner Polarisierungsthese behauptet: Nicht das Proletariat wächst auf Kosten der Kapitalistenklasse und der Mittelschicht, sondern die Mittelschichten und die Kapitalistenklasse wachsen auf Kosten des Proletariats. Mit den wachsenden Einkommen der Mittelschichten nehmen auch die anlagesuchenden Finanzvermögen zu. Nicht nur bei der Elite der Kapitaleigentümer, sondern auch bei den gehobenen Mittelschichten können sich beträchtliche Vermögen bilden, die zunehmend die Chance bieten, von Vermögenserträgen statt von Arbeitseinkommen zu leben.

Wie lange kann eine solche strukturelle Verschiebung der Sozialstruktur nach oben anhalten? Ganz gewiss nicht so lange, bis der mögliche Extrempunkt eines Aufstiegs aller in die Klasse der Kapitaleigentümer erreicht ist. Ein solcher Zustand würde die sofortige Entwertung aller Vermögen und das Ende des Kapitalmarktes bedeuten. Kapitalvermögen, gleichgültig ob in Form von Finanz- oder Realanlagen, basieren immer auf Verträgen zwischen Gläubigern und Schuldern; sie sind immer genau so viel wert, wie sich zahlungsfähige Schuldner finden, die das anlagesuchende Kapital nachfragen und in der Lage sind, es mit einem Überschuss zurückzuzahlen. Ein Aufstieg der gesamten Gesellschaft in die Klasse der Kapitaleigentümer wäre undenkbar, denn das Verschwinden der Schuldner würde dem Kapitalmarkt die Grundlage entziehen.

Das heißt: Schon lange bevor der mögliche Extrempunkt erreicht ist, beschwört der Erfolg der sozialdemokratischen Friedensformel wachsende Probleme herauf. Es dürfen nicht *zu viele aufsteigen*, denn die kollektiven Folgen struktureller Aufwärtsmobilität stellen die Polarität von Arbeit und Kapital und mit ihr die wachstumstreibende Referenzstruktur selbst in Frage. Es gibt dann auf der einen Seite immer mehr Vermögende, die ihr Geld profitabel anlegen wollen, auf der anderen Seite aber immer weniger hart arbeitende, aufstiegsorientierte Schuldner, die allein für die Verwertung der Vermögen sorgen könnten. Hinzu kommen die sozialen Schließungseffekte der von den erfolgreichen Aufsteigern akkumulierten Vermögen, die es nachfolgenden Aufsteigern immer schwerer machen und zu einem Rückgang der Aufwärtsmobilität und unternehmerischer Gründungen führen. Negativ auf die Nachfrageseite der Kapitalmärkte wirkt sich darüber hinaus die in vielen Ländern zu beobachtende Stagnation oder Schrumpfung der Bevölkerung aus. Es ist nun einmal so, dass die Neigung zur Gründung neuer Unternehmen unter den über 50 oder 60 –jährigen nicht eben groß ist. Die Wirkung dieser Faktoren besteht darin, dass die Kapitalmärkte in Richtung einer »Finanzialisierung« umkippen. Das heißt, mangels realer Anlagemöglichkeiten kommt es zu einer Flucht des Kapitals in derivative und spekulative Anlagen, während gleichzeitig die Wachstumsraten der Realwirtschaft abnehmen. Finanzvermögen werden zunehmend nur noch in »Wetten« auf andere Finanzvermögen statt in die Realwirtschaft investiert; salopp könnte man von einer »Selbstbefriedigung« des Finanzsektors sprechen. Die Folgen sind Stagnation, sinkende Realeinkommen und wachsende Arbeitslosigkeit. Genau eine solche Entwicklung war in den entwickelten Ländern seit dem Ende des 20. Jahrhunderts zu beobachten; sie hat zu der bis heute nicht wirklich überwundenen Finanzkrise von 2007-2009 geführt (Deutschmann 2008, 2011).

⇒ IV.

Ich habe versucht, die in meinem Vortragstitel angekündigte These zu begründen, dass die Marx'sche Klassentheorie entgegen dem ersten Anschein mehr denn je einen unentbehrlichen Beitrag zur Analyse aktueller gesellschaftlicher Probleme leistet. Mit der Dichotomie von Kapital und Arbeit erfasst sie den zentralen Mechanismus, der den dynamischen Reproduktionsmodus des heutigen Kapitalismus bestimmt. Der Kapitalismus lebt von der Polarität von Kapital und Arbeit, ihrer immer neuen Herstellung und dynamischen Überwindung. Zentral ist das Versprechen auf »Wohlstand für alle«. Aber sollte dieses

Versprechen wirklich für Viele eingelöst werden, was dann? Heute – so viel ist klar – lassen die Lohnabhängigen sich weniger denn je mit Marx auf das sozialistische Endziel vertrösten. Die Leute krempeln die Ärmel auf und machen sich individuell auf den Weg. Sie reihen sich, wie Arlie R. Hochschild (2016: 136/137) es in einer einprägsamen Metapher ausgedrückt hat, in eine lange Schlange von Aspiranten ein, die auf einen Berg hinaufsteigt, auf dessen Gipfel der Tempel des amerikanischen Traums zu sehen ist. Allerdings gibt es schon auf dem Weg hinauf schon jede Menge Gedränge und Rangeleien. Erst recht schwierig wird es – so könnte man die Erzählung Hochschilds fortsetzen – sollte wirklich ein größerer Teil der Schlange den Berggipfel erreichen. Dann löst der Traum des Reichtums sich in Luft auf. Das Kapital stellt seine Investitionen ein und flüchtet sich in finanzielle Selbstbefriedigung. Der folgende Absturz der Wirtschaft zwingt die Aspiranten dann, sich erneut aufzustellen, und dann beginnt das ganze Spiel von vorn.

Gibt es einen Ausweg aus diesem Teufelskreis? Der Ausweg kann sicherlich nicht der sein, den Hochschild und viele andere noch immer empfehlen: nämlich die Schlange noch weiter zu öffnen, sie noch »inklusive« zu gestalten, so dass wirklich alle, unabhängig von Herkunft, Ethnizität, Geschlecht usw. sich einreihen können. Die Folge wäre offensichtlich, dass die Schlange dann nur noch breiter würde; sie käme noch langsamer voran, und das Gedränge würde noch aggressiver. Besser wäre es, darüber nachzudenken, wie man den Traum selbst entzaubern und den Tempel auf die Ebene herabholen könnte. Die Lösung kann nicht in einer neuen Utopie bestehen, erst recht nicht in der Abschaffung von Markt und Privateigentum und in einem Aufwärmen alter kommunistischer Utopien, die, nach den Erfahrungen mit dem sog. »realen Sozialismus«, zu Recht in Misskredit geraten sind. Den Tempel auf den Boden herab zu holen, hieße vielmehr – und auch dabei wären wir wieder bei Marx – über einen neuen Zuschnitt der Eigentumsrechte über die Produktion nachzudenken, der das Eigentum über die sachlichen und menschlichen Produktionsbedingungen nicht länger voneinander trennt. Die mittelständische Wirtschaft und die pragmatischen Strömungen der Arbeiterbewegung haben diese Idee schon im 19. Jahrhundert in breitem Umfang verfolgt, z.B. in Gestalt der Genossenschaftsbewegung. Darauf könnte man auch heute wieder zurückgreifen, aber das auszuführen, wäre ein neues Thema.

⇒ Literaturverzeichnis

Credit Suisse (2016): Credit Suisse Research Institute: Global Wealth Report 2016.

Deutschmann, Christoph (2008): Die Finanzmärkte und die Mittelschichten: der kollektive Buddenbrooks-Effekt, in: Leviathan 36/4: 501-517.

Deutschmann, Christoph (2011): Limits to Financialization. Sociological Analyses of the Financial Crisis, in: European Journal of Sociology LII, 3: 347-389.

Geiger, Theodor (1949): Die Klassengesellschaft im Schmelztiegel, Köln: Kiepenheuer.

Hochschild, Arlie (2016): Strangers in Their Own Land. Anger and Mourning on the American Right, New York: The New Press.

Luhmann, Niklas (1985): Zum Begriff der sozialen Klasse, in: Luhmann, Niklas (Hg.): Soziale Differenzierung. Zur Geschichte einer Idee, 119-162, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Marx, Karl (1964): Die Frühschriften, hg. v. Siegfried Landshut, Stuttgart: Kröner.

Marx, Karl (1968): Das Kapital. Kritik der Politischen Ökonomie, Erster Band, Berlin: Dietz.

Piketty, Thomas (2014): Capital in the Twenty-First Century, Cambridge/Mass.: The Belknap Press of Harvard University Press (dt.: Das Kapital im 21. Jahrhundert, München: Beck).

Reckwitz, Andreas (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin: Suhrkamp.

Schelsky, Helmut (1965): Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf: Eugen Diederichs.

Stedman Jones, Gareth (2017): Karl Marx. Die Biographie, Frankfurt/M: S. Fischer.

Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen: Mohr

Zitationsvorschlag:

Deutschmann, Christoph (2018): Die Marx'sche Klassentheorie – oft totgesagt, aktueller denn je. (Ethik und Gesellschaft 1/2018: »... auf den Schultern von Karl Marx«).
 Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2018-art-1> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

1/2018: »... auf den Schultern von Karl Marx«

Christoph Deutschmann
 Die Marx'sche Klassentheorie – oft totgesagt, aktueller denn je

Peter Bescherer
 Deklassiert und korrumpiert: Das Lumpenproletariat als Grenzbegriff der politischen Theorie und Klassenanalyse von Marx und Engels

Christian Grabau
 Gleichheit und Gleichgültigkeit

Matthias Möhring-Hesse
 Gerechtigkeit ermöglichen. Politische Ethik und materialistische Gesellschaftsanalyse

Markus Rieger-Ladich
 Mundgeruch und Achselschweiß. Ideologiekritik nach Marx

Bruno Kern
 Karl Marx im Zeitalter der Ökologie

Andreas Mayert
 Marx, Ökomarxismus und Postwachstumstheorie

Philipp Geitzhaus
 Karl Marx begrüßt die Politische Theologie. Zur Kritik der neuesten politischen Theologie